

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 80 (2000)
Heft: 7-8

Artikel: Jenseits der Wälder : der Schriftsteller Ernst Wiechert zwischen Anpassung und Widersetzlichkeit
Autor: Franke, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JENSEITS DER WÄLDER

Der Schriftsteller Ernst Wiechert zwischen Anpassung und Widersetzlichkeit

Am 24. August 1950 erlag der aus Ostpreussen stammende Schriftsteller Ernst Wiechert im Alter von dreiundsechzig Jahren in Stäfa / Zürichsee einem schweren Krebsleiden. Bald darauf erschienen in der deutschsprachigen Presse nahezu 80 Nachrufe. Die «Basler Nachrichten» stellten fest: «In letzter Schau fallen (...) von seinem Werke die Schlacken des Zeitbedingten; das Schönste bleibt: die beseelte Natur, das leidende, liebende Menschenherz und der befreiende Weg in die Stille.» Kritischer gab sich der Berliner «Tagesspiegel»: Wiechert «... kam aus dem Walde, war volksverbunden», ein wenig östlich und mystisch zwar, aber doch der Blut-und-Bodenthese einzuordnen, wenn auch gewisse Züge ... auf antimilitaristische Neigungen schliessen lassen konnten». Das wichtigste Thema in den postumen Würdigungen klingt in der «Zürichsee-Zeitung» an: Wiechert zeigte, «als Hitlers Armeen schon sprunghaft standen, dass es auch ein anderes Deutschland gab, eines, das nicht dem Wahnsinn verfallen war».

Doch Wiecherts politische Einstellung war in der Weimarer Republik, vorsichtig ausgedrückt, noch derjenigen der Nationalsozialisten nicht unähnlich. 1922 erblickte der damals wenig bekannte Schriftsteller in der Demokratie «die Grundwurzel alles Übels». Die «sogenannte Herrschaft des Volkes, damit der Masse» hielt er für «Unsinn». In einem Brief schrieb er: «Die Aristokratie stellt für mich die einzige Rettung dar, d.h. die Herrschaft weniger, aber der Besten ... An der sittlichen Verseuchung sind alle Schichten gleichmässig beteiligt. Weil wir eben keine führende Schicht haben, nicht einmal führende Einzelmenschen.» Mit nicht zu überbietender Deutlichkeit wünschte der aus einer feudalistisch bestimmten agrarischen Provinz stammende Förstersohn, seit Kindertagen an nobilitierte Gutsbesitzer und Grünröcke gewöhnt, den sogenannten starken Mann herbei. Einen «Führer» etwa?

Als sich Wiechert im Juli 1933 an einer von der Münchener Studentenschaft veranstalteten Vortragsreihe beteiligte, hatte der «führende Einzelmensch» die Macht übernommen und seinem Regime mit Notverordnungen und Erlassen Geltung verschafft, die jenseits aller Rechtsstaatlichkeit lagen: die Presse- und Versammlungsfreiheit war eingeschränkt; die Schutzhaftwillkür war an der Tagesordnung; der Boykott jüdischer Geschäfte hatte stattgefunden; der «Arierparagraph» zeitigte erste Wirkungen – und bei der von Goebbels inspirierten Bücherverbrennung am 10. Mai waren die Werke weltbekannter Autoren in Flammen aufgegangen. Heinrich Mann war aus der Preussischen Akademie der Künste ausgeschlossen worden und bei Nacht und Nebel nach Paris ent-

kommen. Thomas Mann hielt sich in der Schweiz auf. Alfred Döblin war ausser Landes, und Ricarda Huch, der Wiechert persönlich begegnet war, erklärte in einem mutigen Brief, «auf das Recht der freien Meinungsäusserung will ich nicht verzichten». Unter diesen Vorzeichen in die «Arena des Tages» zu gehen, war nicht leicht. Doch jetzt kam Wiechert seine Eigenart zustatten, sich «sehr mild und verschwiemelt» auszudrücken (Thomas Mann). Das verschaffte ihm eine Art Kunstvorbehalt. Als «Dichter» befand er sich auf gleichsam exterritoriallem Gebiet, – «jenseits der Wälder».

Wiechert stellte seine Rede unter den Titel «Der Dichter und die Jugend». Darin fallen zwei Stellen auf. «Meine Freunde, ich spreche nicht von Schandpfählen und Scheiterhaufen. Revolutionen werden nicht mit Lampionbeleuchtung gemacht. Ich spreche auch nicht von Feuerwerken, Aufrufen und Reden. Von allem diesem ist für mein Gefühl ... etwas viel da.» Da Wiechert aber gerade von Schandpfählen, Scheiterhaufen, Feuerwerken, Aufrufen und Reden sprach, dürfte klar geworden sein, um was es ihm ging: um die sechs Monate zuvor durchgeführte «Aktion wider den undeutschen Geist» mit der Bücherverbrennung. Als sei ihm bewusst geworden, wie weit er sich vorgewagt hatte, schwächte Wiechert seine Aussagen ab mit dem Hinweis auf soldatische Tugenden: «... mein Gefühl war immer dafür, die grossen und schweren Dinge schweigend zu tun. Auch der Krieg ist schweigend geschlagen worden, und Aufrufe und Reden waren eine Sache der höheren Stäbe. Der Soldat schwieg, und es war ihm nötig und gut, zu schweigen.»

Indem sich Wiechert viermal hintereinander auf das Schweigen berief, bereitete er die eigene Abkehr

vom aktuellen Tagesgeschehen, von der oft geschmähten Wirklichkeit vor. Um nicht missverstanden zu werden, rief er den Studenten zu: *«Seid demütig, (...) nicht vor den Menschen, aber vor Gott.»* Und der Virtuose des Dämmerhaften und Dunklen fügte hinzu: *«... kehrt auch ein wenig zurück aus dem Lärm der Welt in die stillen Wälder, die aller Jugend zugehören».* Dem Dichter gebühre, *«still im Lande zu wohnen, wie der Knecht in seiner Kammer wohnt, und indes im Haus des Herrn die Lichter glänzen, wacht er über dem Schlaf der Tiere und der Felder...»* Der Dichter wie die Jugend sei dazu berufen: *«das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Grosse zu verehren, das Leidende zu lieben».* Das war der Beginn der inneren Emigration.

Im Oktober 1933, als 88 deutsche Schriftsteller durch ihre Unterschrift dem Reichskanzler Adolf Hitler Treue gelobten, fehlte Wiecherts Name unter dem Dokument. Ein Jahr später spitzte sich die Lage zu. Der Einladung, bei einer Veranstaltung für die «Hitler-Jugend» anlässlich eines Zeltlagers in Oberbayern mitzuwirken, widersetzte er sich zunächst mit

*Im Oktober 1933, als 88 deutsche
Schriftsteller durch ihre
Unterschrift dem Reichskanzler
Adolf Hitler Treue gelobten, fehlte
Wiecherts Name unter dem Dokument.*

dem listigen Hinweis, seine Stimme reiche für 6000 Menschen nicht aus, doch vergeblich. Als die Veranstalter nicht nachgaben und anregten, Wiechert solle aus dem Roman «Der Totenwolf» vorlesen, lehnte der Autor mit dem bemerkenswerten Hinweis ab: *«Ich kann nicht verantworten, einer Jugend, die durch vorzeitige Überhöhung ihres Selbstbewusstseins nie so gefährdet war wie heute, aus einem Buch des Hasses zu lesen, das ich längst überwunden habe ...»*

Kein Publikationsverbot

Der 1945 aus dem amerikanischen Exil nach Tübingen zurückgekehrte Historiker Hans Rothfels erinnert in seiner Würdigung «Die deutsche Opposition gegen Hitler» auch an Wiechert: Er habe *«für seine kompromisslose Haltung schliesslich in Buchenwald büssen»* müssen. Bezeichnenderweise berief sich Rothfels auf einen Satz, den Wiechert 1935 in der zweiten Rede in der Münchener Universität «Der Dichter und seine Zeit» an den Schluss gestellt hatte und der dem Appell von 1933, zu schweigen und in die Stille

zu gehen, diametral entgegengesetzt ist. Wiechert 1935: *«... wenn ich Sie damals bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt und niemals ..., niemals zu dem Heer der Tausenden und Abertausenden zu gehören, von denen gesagt ist, dass sie «Angst in der Welt» haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes und eines Volkes so zerfrisst wie die Feigheit».* Wiechert fügte diesem Appell die Bemerkung an, er wisse nicht, ob er in zwei Jahren wieder zu den Studenten sprechen «dürfe».

Die Antwort erfolgte zwei Tage später. Die Nazizeitung «Völkischer Beobachter» (VB) stellte fest, Wiechert überschätze sich, *«...denn den Gefallen, ihn zu einem Märtyrer zu machen, wird ihm nicht erwiesen werden».* Und der Berichterstatter fragte, ob der Dichter *«selbst seine Tempel [zerstöre], um sich als Jeremias zwischen die Trümmer zu setzen und Klagelieder über leere Äcker und leere Brunnen anzustimmen?»* Im gleichen Jahr 1935 wurden in der Württembergischen Ausgabe des VB noch andere Töne angeschlagen. Die in «Wälder und Menschen» vom Autor erwähnte «Blutmischung», sein Vater habe französische Vorfahren und seine schwermütige Mutter, die sich das Leben nahm, stamme aus Litauen, musste dazu herhalten, dass von Wiechert behauptet wurde, seine *«geistige Struktur ... [ist] nicht die eines gesunden Menschen».* Ähnliche Äusserungen sind aus dem Propagandaministerium und dem «Amt Rosenberg» belegt, doch mit Schreib- und Publikationsverbot wurde Wiechert nicht belegt. Er musste aber, wie alle Autoren damals in Deutschland, Mitglied der Reichsschrifttumskammer (RSK) werden. Und wurde es. Und hatte beträchtlichen Erfolg. Zum Beispiel mit der «Hirtennovelle», von der bis 1942 262 500 Exemplare verkauft wurden.

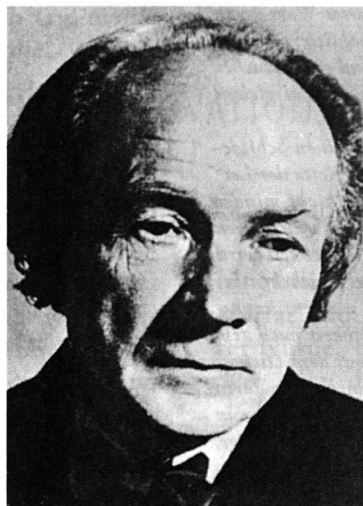
Den Erfolg dieses Buches nur auf unverbindliche Bukolik zurückzuführen, wie Hans Dieter Schäfer meint, verkennet diese Geschichte des Dorfhirten Michael, «einer Witwe Sohn», vollkommen. Er opferte sich ja nicht nur für *«das Lamm des armen Mannes».* Sondern, wie der pensionierte Lehrer Elwenspök in der Totenrede sagt: *«Das deutsche Land ..., über dem nun die dunkle Wolke des Krieges und der bitteren Not ohne Erbarmen stehe, könne von Gott nicht zum Untergange bestimmt sein, nachdem derselbe Gott in die Ärmsten und Geringsten dieser deutschen Erde eine Seele gelegt habe, wie sie diesem jungen Hirten gelehrt und gebrannt habe.»* Walter A. Berendsohn erkannte zutreffender, worum es ging: Wiechert habe, so Berendsohn, Michael *«zum kriegserischen Führertypus gesteigert, der ohne Zögern in den Tod geht ... Man spürt sehr peinlich die Verwandtschaft mit der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-, Kriegs- und Opferromantik.»* Berendsohn meint, eine freundschaft-

liche Kritik hätte Wiechert vielleicht das dunkle Gerede abgewöhnen können. «Wer weiss, was er in einem freien Lande geschaffen hätte! ... Diese Dichtung [die «Hirtennovelle»] fügt sich gut in die geistige Aufrüstung des Propagandaministers Goebbels ein.»

Freilich nur solange, bis Wiechert der in der zweiten Münchener Rede erhobenen Forderung, nicht zu schweigen, selbst nachkam. Dieser Fall trat ein, als Martin Niemöller, Pastor in Berlin-Dahlem und Gründer des Pfarrernotbundes, widerrechtlich verhaftet und ins KZ eingeliefert wurde. Sich auf Hitlers Ausspruch berufend, «Recht muss Recht bleiben, auch für Deutsche!», richtete Wiechert, wie er im «Totenwald» schreibt, an die leitende Parteibehörde seiner Landschaft einen Brief und teilte mit, er trete von der Teilnahme an allen Wohlfahrtseinrichtungen zurück ..., mit dem Bemerkten, dass ... seine Unterstützung fortan nur der Frau und den Kindern des Pfarrers zukomme. Daraufhin wurde Wiecherts Haus durchsucht, er kam in Untersuchungshaft und wurde verhört. Am 4. August 1938 las Goebbels das «Vernehmungsprotokoll von dem sogen. Dichter», wie er ins Tagebuch notiert. «So ein Stück Dreck will sich gegen den Staat erheben. 3 Monate Konzentrationslager.» Am 24. August wurde Wiechert entlassen, eine Woche danach kam es zu der «Audienz» Schriftsteller – Minister, der im Tagebuch anmerkt: «Ich ... halte ihm eine Philippika, die sich gewaschen hat ... Ich bin in bester Form und steche ihn geistig ab. Eine letzte Warnung! Darüber lasse ich keinen Zweifel. Der Delinquent ist am Schluss ganz klein und erklärt, seine Haft habe ihn zum Nachdenken und zur Erkenntnis gebracht. Das ist sehr gut so. Hinter einem neuen Vergehen steht nur die physische Vernichtung ...»

Max Frischs Erregung

1946 erschien im Rascher Verlag, Zürich die erste Auflage des schon 1939 niedergeschriebenen und danach im Verborgenen gehaltenen Berichts «Der Totenwald», in dem die Erfahrungen aus der Haft geschildert werden. In einer Form freilich, die sich grundlegend von Eugen Kogons «Der SS-Staat» unterscheidet. Während Kogon, beauftragt vom Intelligence Team der Psychological Warfare Division das System der deutschen Konzentrationslager nüchtern analysierte, schrieb Wiechert «nicht so sehr auf, was [s]eine Augen gesehen haben, sondern was die Seele gesehen hat». Wiecherts Leserschaft, die an seinen «Sound» gewöhnte «Gemeinde», war für diese Schreib-



Ernst Wiechert (1887–1950)

weise nach wie vor empfänglich. Was der Dichter «eine Verwandlung ... in eine höhere Wahrheit, eben in die der Kunst» nennt, tat Wirkung. Auch um den Preis, dass eine Textpassage nur den wenigsten auffiel. «Und mochten jene [gemeint sind die Juden] schuldig sein an manchem in der Summe ihres Lebens, mochte das ganze Volk schuldiger sein als andere Völker: Hier zerging ihre Schuld in nichts vor der Schuld derjenigen, die sich als das neue Volk priesen. Furchtbarer war niemals gebüsst worden, als jene büssten. Und mehr Schande war niemals auf die Stirn eines Volkes gefallen als auf jenes, das nun die Henker stellte.»

Max Frisch hat in der «Neuen Schweizer Rundschau» (1945/46. N.F. 13, Heft 9) dazu eindeutig Stellung bezogen:

«Das ist übrigens alles, was Wiechert auszusprechen hat, als er die deutsche Lösung der Judenfrage sieht. Man achte auf die Wörter: «Mochte das ganze Volk [der Juden] schuldiger sein als die anderen». Und: «Furchtbarer war niemals gebüsst worden, als jene büssten.» Auch für Wiechert, den Widerstandsdeutschen, den man bei uns ohne Zögern als die Stimme des edlen Deutschland begrüsst und in Mengen liest, steht also fest, dass es das Phänomen einer kollektiven Schuld gibt. Wenigstens solange es das jüdische Volk betrifft. Er erschrickt nicht einmal über diesen Gedanken, der ihm so geläufig und selbstverständlich scheint, dass er nicht mit einem Wort erwähnen muss, wofür «jene» büssen. Und dass dieses sein eigenes Denken vielleicht schon eine Mitschuld sein könnte an alledem, was er mit Ekel und Entsetzen sieht, wird nicht erwogen. Eine kollektive Schuld des deutschen Volkes, darauf kommt Wiechert überhaupt nicht zu sprechen, persönlich unschuldig, wie er sich weiss; er sagt von sich: «Des Reichen Schande war nicht seine Schande.» In diesem gefährlichen Mangel an Denkkraft, der sich so gerne für Tiefe des Gemütes hält, verliert sich das ganze Buch ...»

Im Eifer des Gefechts hat Frisch eines übersehen: So gewagt Wiecherts Formulierung ist, mochte das ganze Volk schuldiger sein als andere Völker, er exkulpiert das neue Volk (sein eigenes, das deutsche) keineswegs. Im Gegenteil: Er nennt es das Volk der Henker. Hinter den Kulissen kam es zu einer bisher unbekannt gebliebenen Kontroverse. Auslösendes Moment war, dass H.G. Adler, der aus mehreren KZ-Lagern mit dem Leben davongekommen war, von der BBC den Auftrag erhielt, zu Wiecherts 60. Geburtstag zu schreiben. In seinem Beitrag sagte Adler:

«Erstens verneigen wir uns vor einem Dichter, der den Mut aufgebracht hat, in den Jahren der Verführung und massloser Irrtümer mannhaft und aufrecht zu bleiben. Zweitens glauben wir, über einen Dichter etwas sagen zu sollen, der die Sendung der Dichtung anders versteht als die grosse Mehrzahl anderer deutscher Schriftsteller seit Jahrzehnten. ... Die Wirklichkeit weckt den Dichter [im Todeslager] jäh auf und zeigt ihm deren Unvereinbarkeit mit dem Reich der schönen Träumereien. Ein besonderer Anlass führt ihn zu einem offenen Wort, das er im vollen Wissen um die daraus entspringenden Folgen wagt. ... Nun hatte sich erwiesen, ob er dem genüge, was er in

seinen Büchern gelehrt hatte.» Und er spricht ein hartes Wort gegen die Schar einer armseligen Schreiberzunft: «Schmäblich war das Dichterwort missbraucht worden in diesen Zeiten, und von mancher Schulter hatte er [Johannes; das ist Wiechert] den Mantel gleiten sehen, sobald der Sturm sich aufgehoben hatte.» ...

... Der empfindsame Künstler scheut vor einer sehr genauen Schilderung der Wirklichkeit [im Lager] nicht zurück ... Die Kette der Leiden in ihrem zwar grellen und blutigen, aber darum nicht minder eintönigen Fortgang wird nicht in weichlichen oder nur mitleidigen Betrachtungen zerpfückt, sondern die Kraft der Persönlichkeit wird zu einer Übersicht und zu einem Gericht über all dies Geschehen berufen. ... [Ich hoffe], dass Sie Gelegenheit erhalten werden, unvoreingenommen, doch auch ohne wehleidige Empfindlichkeit nach dem Buch «Totenwald» greifen zu können ... Gehen Sie mit dem Dichter durch das Grauen, damit es Ihnen offenbar werde, nicht um darin rettungslos zu versinken, aber um eine Einkehr anzubahnen, die in Hinkunft dem deutschen Volke eine neue Erhebung bereiten möge, nicht eine hasserfüllte Versteiegenheit, sondern die Erhebung zu wahrer freier Menschlichkeit!»

Der Mut, nicht geschwiegen zu haben

Wer diesen, hier nur in kurzen Ausschnitten zitierten Text liest, wird sich verblüfft fragen, worin die oben erwähnte Kontroverse bestanden haben könnte. Auskunft gibt der im Nachlass Adler erhaltene Brief Wiecherts vom 15. April 1947 an H.G. Adler. Er hatte sich kurz vorher bei Wiechert über die auch von Max Frisch beanstandete Stelle beschwert. Wiechert antwortete, er habe seinen Verleger Rascher angewiesen, «den Satz in seiner und den ausl. Ausgaben zu streichen». Doch vergeblich: Die Erstausgabe (1946) war ausgeliefert, und sowohl in den folgenden Auflagen als auch in den Gesammelten Werken (1957) und in der Ullstein-Taschenbuchausgabe (1996) blieb der Passus erhalten.

Ausserdem wies Wiechert darauf hin, «unter den sehr vielen Briefen von Juden, die ich zu diesem Buch bekomme habe, finden sich vielleicht drei, die Ihre [Adlers] Stellung einnehmen. ... glauben Sie ... niemals, dass in meiner Seele ein Rest von Antisemitismus lebe. Ich habe ihn niemals gekannt ...» Dennoch hatte Wiechert die Kühnheit, an Adler zu schreiben: «... es gab Erscheinungen vor 1933 ... eine bestimmte Schicht in der Presse, z.B. beim Theater, im Rundfunk ... auch in der Literatur, die nicht so lebte, wie man leben sollte. ... Der primitive Mensch unter den Deutschen antwortete mit Hass, und alles war vorauszusehen». Erleichtert liess Wiechert schliesslich am 12. Mai den jüdischen Journalisten Wilhelm Sternfeld wissen, der für die Flüchtlingshilfe «Thomas Mann Society for Aid of Emigré Writers» tätig gewesen war und sich der Erforschung der Exilliteratur widmete, Adler habe in der BBC-Sendung trotz des grossen Anstosses «an der Stelle im «Totenwald» ... nicht eine Silbe von meinem Widerspruch gesagt».

Nach der Besetzung Bayerns durch amerikanische Truppen gehörte der ehemalige KZ-Häftling Ernst Wiechert zu den gefragten Zeitzeugen. Er wurde zu

einem Star der Reeducation. Der britische Lyriker – damals Captain – Wyston Hugh Auden und dessen Schwager Golo Mann vermittelten erste Rundfunkansprachen. Und am 11. November 1945 hielt Wiechert in den Münchener Kammerspielen seine berühmt gewordene «Rede an die deutsche Jugend». Die Veranstaltung endete damit, dass sie zu einer «religiösen Weihestunde erhoben [wurde], und die Zuhörer verliessen das Theater lautlos, als gingen sie aus einer Kirche», so die «Neue Zeitung». Erika Mann, Thomas Manns notorisch ungnädige Tochter, fand nur Spott. Sie nannte Wiechert einen «Wegbereiter, der sich freilich gegen Ende mit den Nazi nicht mehr vertrug, [er] gesteht, dass man gesündigt habe, weiss aber selbst aus diesem Tatbestand etwas sehr Steiles, Schönes und Unwahres zu machen. Deutschland, umlodert vom Weltenhass; vereinzelt unter den Völkern; ...verachtet und bespuckt; O Haupt voll Blut und Wunden».

Trotz aller Versuche der in der 1989 gegründeten «Internationalen Ernst Wiechert Gesellschaft» zusammengeschlossenen Wiechert-Hinterbliebenen, die Werke des Schriftstellers vor dem Vergessen zu bewahren und sie zum Instrument der Völkerverständigung zwischen Deutschen und Polen zu machen, – die Zeit des Dichters aus den grenzenlosen Wäldern ist vorbei. Was bleibt, sind sein Mut, nicht geschwiegen und Recht eingefordert zu haben in rechtloser Epoche – und die Erinnerung an eine Deutschstunde, als ein Lehrer eines rheinischen Gymnasiums das Pensum unterbrach, um aus dem «Totenwald» vorzulesen. Für einen Obertertianer von 1946, Schreiber dieser Zeilen, ist diese Umerziehung verpflichtend geworden. Sie war um so notwendiger, als die Realität der Konzentrationslager, damals eben ans Licht der Öffentlichkeit kommend, von vielen geleugnet wurde. ♦

MANFRED FRANKE, geboren 1930 in Haan/Rh., studierte Germanistik, Deutsche Volkskunde, Neuere Geschichte und Philosophie in Marburg und Frankfurt/M. Promotion 1957. Von 1957 bis 1963 am Süddeutschen Rundfunk, Stuttgart, bis 1993 am Deutschlandfunk, Köln. Mitglied des PEN. Veröffentlichungen u.a.: Ein Leben auf Probe, Erzählung 1967; Bis der Feind kommt, Roman 1970; Mordverläufe, Roman 1973, Neuausgaben 1986 und 1997; Übersetzung ins Hebräische, Tel Aviv 1990; Schinderhannes, Biographie 1984 und 1993; Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne, Fontanes «Effi Briest», 1994 und 1995.

Der zitierte Text von H. G. Adler und der Brief Wiecherts an Adler werden im Deutschen Literaturarchiv, Marbach/Neckar aufbewahrt; die Besprechung von Walter A. Berendsohn («Ein Beispiel») und der Brief Wiecherts an Sternfeld stammen aus dem Deutschen Exilarchiv, Frankfurt/M. Ausführlich werden diese und zahlreiche andere Funde in einer Arbeit vorgestellt, an welcher der Verfasser zurzeit arbeitet.